

Ersteinst
wöchentlich einmal in Ver-
bindung mit dem
„Rheinischen Tageblatt“
Bezugspreis
einzel. Tageblatt monatl.
1.25 RM.

Rhein Raffanischer



Lahn Volksfreund

Anzeigen
sollten die einseitige kleine
Zeile 80 Pfg.
Familien-Anzeigen (außer
Sterbefällen)
von unseren Abonnenten
10 Pfg.

Zeitung für Heimatkunde und -Litter,

für Heimat-Industrie und -Handel.

Samstag, den 23. Mai 1920

Pfingstgedanken

Pfingsten ist heute, sagen die Leute... Wissen wir noch was davon? — Nur der Maiwind weht wie sonst auf den grünen Blättern sein wunderbares Solo in die Welt. Aber findet keinen Menschen mehr, der ihm zuhören möchte. Früher, da gab es wenigstens noch so ein paar Dichter, die freilich dann ihre Verse danach in ihr Notizbuch. So unehört immoderne Verse wie:

O Wandern, o Wandern, du freie Vögelchen! Du wehst Gottes Odem so frisch in die Brust, Du singst und jauchst das Herz zum Himmelst! Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt! Ach, ist das alles anders geworden! Schinden und sorgen und hanteln und feilschen — es gibt keine Verschönerung mehr. Es kostet alles Geld, viel Geld, es ist alles rationiert. Politik und Partei. Und unsere Jungen von 1920 sind sich Holzlegel in den Nordgürt und spielen Spartakist und Reichswehrmann.

Wenn so einer jetzt käme und fragte sie: „Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmel?“ — Das würde ihm als Antwort bleiben!

Pfingsten ist heute, sagen die Leute... Und die Mädchen sollen wohl ihre weichen Kleider bestreuen und die Burschen ihre Sommerhüte. Und wir tun so, als gingen wir dem Frühling entgegen. Und haben doch jenen Geist der Verführung vergessen, der in Gestalt von Engelsungen herüberfuhr, in tausend Sprachen allen das gleiche Gesetz der Liebe zu verkünden.

Auf denn, Seele, auf! Noch steht unser Tag in Blüten und der Maiwind streicht die Fiedel, blau der Himmel, grün der Wald! Und ihr seht es nicht. Tausende Wege führen ins Herz der Welt, einer nur zum Ziel: Glaube! Und ihr wollt es nicht sehen. Auf, Seele, auf! Dein Tag geht erst an, es blühen die Blumen, die Vögel singen. Nun blühe auch du endlich und singe in tausend Liedern! Denn Pfingsten ist heute!

Dieterichs vom Stein Haus- und Güterverwaltung

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts.

Von J. Denner, Straßburg.

Ueber seine Zeitperiode wird heutzutage mehr geirrt, als über das Jahrhundert, welches dem Dreißigjährigen Kriege voranging und ihn vorbereitete, jenen Kampf der brutalsten Gewalt, in welchem die niedrigsten Instanzen ihre Kräfte mähren und der, verrohend in seiner Wirkung, die abscheulichsten Laster geduldet. Die Welt hat ein Gleiches an Leid kaum gesehen, wie solches es sich zwischen 1618 und 1648 über Deutschland verbreitete, und man fragt sich beim Studium des Dreißigjährigen Krieges vergeblich, wieso die Menschheit sich selbst eine solche Geißel auferlegen konnte, oder eine solche verdient habe.

Es ist deshalb von höchstem Interesse, die Menschen und ihre Verhältnisse, namentlich die sozialen, vor dem Dreißigjährigen Krieg kennen zu lernen, um dadurch eher diese große Unwissenheit und Vernichtung aller Ordnung begreifen zu können. Denn doch es sich hierbei nicht bloß um einen religiösen Kampf handelte, darüber sind sich wohl alle einig. Jeder Beitrag, der unsere Kenntnisse über das 16. Jahrhundert bereichert, ist deshalb zu begrüßen und dient der Wissenschaft. So möge denn auch meine

kleine Arbeit ein bescheidenes Steinchen liefern zu dem Bau der Geschichte des Deutschen Volkes. Sie soll zeigen, wie man dachte und lebte in unserer engeren Heimat im Jahre 1532. Meine Quellen sind Handschriften eines Dietrich vom Stein, kurfürstlichen Amtmanns in Molsberg, der sie nieder-schrieb als Antiquar für seine Familie und für die Verwaltung oder Kellner seiner Güter, welche u. a. in Soyn, Molsberg und Kallmerod lagen.

Ein Grundzug geht durch die ganzen Verordnungen dieses weisen Mannes: sein Geschlecht groß und ansehnlich zu machen, aber nur durch weise Verfügungen, sparsames und doch nicht ärmliches Haushalten, Fleiß und gute Ausbildung der Jugend mit einem Worte, auf einer soliden Basis beruhend.

In diesem Sinne beginnt Dietrich seine Hausordnung, indem er ermahnt, nicht leichtsinnig sich in die Ehe zu begeben; man soll sich mit Gott und in Ehren ernähren können. Und wenn einem Mann die Hausfrau durch den Tod abgehe und er zur zweiten Ehe schreiten wolle, so solle er doch ein Weib nehmen, woran er Vorteil habe und durch welches er seinen Stamm nicht schädige und seine Kinder zur Vererbung führe. Trotzdem mahnt er an dieser Stelle, sich mit keinem zu vergleichen, der größer an Geschlecht oder der reicher sei, und warnt vor dem Hochmut, der einen ins Verderben stürze und ihn vor den Menschen zum Gespötte mache. Auch Gott lasse dem Hochmütigen nichts „zu Glück schlagen“, da er alle Eohrart habe. Man möge sich hüten, mehr auszugeben, als seine Verhältnisse erlaubten und auch seinem Weibe nicht zu viel „Geschmack“ und löbliche Kleider geben, denn sterbe man bald, so freue sich der, welcher das Weib „kaufe“, aber die Kinder hätten Schaden davon.

Höher Wert wurde von ihm auf die Ausbildung der Kinder gelegt; zu diesem Zweck ward vorgeschrieben, daß man sie lehren lasse solle, und zwar die Söhne sollen ihr Latein, Weisheit und Deutsch kennen. Vorteilhaft wäre es danach, sie zunächst in einem Fraterhaus unterzubringen, wie solches zu Deventer bestand, wo sie ihr erstes Fundament erlernten. Von da sollten sie gen Löwen oder Köln zur Universität gehen und dann nach Frankfurt oder Paris oder wo sonst die berühmtesten Universitäten in Frankreich seien; dort lernten die Söhne Weisheit zu dem Latein. Sehr gut sei es auch, den Studierenden einen Pfarrer beizugeben und diesen zu verköstigen, der habe die Söhne an und mache geschickte Leute daraus.

Sollten aber die Söhne in den geistlichen Stand eintreten, dann müßten sie auch nach Italien gehen nach Rom, Bononien (Bologna) und Florenz, wo sie sich schulen müßten, daß sie in des Papstes oder eines Kardinals Dienst kämen, denn dort erlangten sie große „Beneficia“. Auch diejenigen, welche weltlich bleiben sollten, würden da so geschult, daß die großen Fürsten und Herren sie haben müßten, wie Kaiser, Könige und Fürsten. Hierdurch würden sie groß und reich, und ihr Geschlecht werde gehet. Keinen der Söhne möge man aber daheim liegen und nur fischen, jagen oder vogelfellen lassen; derjenige der voraussichtlich heiraten würde, solle ab und zu daheim ins Haus sehen, was die Rindurft erfordere, kurzum sich um die Wirtschaft kümmern und sie erkennen.

Zu dem Verhalten in der Familie übergehend, warnt Dietrich vor dem „Vollsaufen“; man solle sich davon hüten und wenn auch niemand dabei, auf den man Rücksicht nehmen brauche. Besonders aber sei man auf der Hut vor einem vollen Keller,

Burggrafen, Pfaffen und riesigen Knecht, und bevor jemand in einen Dienst aufgenommen werde, soll man ihn verpflichten, in Eid und Gelübde, daß das Vollsaufen nicht gestattet sei bei Strafe, welche in der Entlassung ohne Lohn bestand.

Bei der Annahme von Verwaltern wird dringend empfohlen, sie in Eid und Gelübde zu nehmen und zu allen Heiligen schwören und geloben zu lassen, daß sie ihren Herrn vor Schaden bewahren und ihm selbst keinen Schaden zufügen. Hier erscheinen wir auch, daß um jene Zeit die Kenntnis des Lesens und Schreibens im Volke nicht zu selten war, denn es heißt dort, man solle dem Verwalter einen geschickten Hausknecht begeben, der lesen und schreiben könne. Um die Ordnung aufrecht zu halten, sei es nötig, daß der Haushalter oder die Haushälterin sich ernstlich verheißt halten das Gefinde und nicht mit ihm gähne, gadele oder schreie. Denn wer das tue, nach dem frage das Gefinde nicht, wenn er es wegen Lässigkeit oder Ungeschicklichkeit strafe. „Güte dich vor unnützen Kosten und vor hochmütigen und schalkhaftigen Gefinde, es seien Frauen oder Männer!“ heißt es an einer anderen Stelle.

„Fürs erste soll ein jedes Gefinde, es sei wer es wolle, niemand ausgeschieden, auch ich, meine Erben und alle meine Nachkommen selber, sollen Gott lieb haben vor allen Dingen, und darnach so tue niemanden unrecht deines Wissens und laß es auch nicht geschehen mit deinem Wissen und Erfahren. Erdumde dich recht wohl zuvor von beiden Parteien, ehe du Recht oder Unrecht gebest.“

Am Morgen, so ein jeder aufsteht, soll er sein Gebet verrichten, wie es ihn sein Pfarrer nach Einsegnung der Gebote der christlichen Kirche und auch nach christlicher Ordnung gelehrt hat. Am Sonntag oder Festtag aber, so ein jeder Christenmenschen in seine Pfarrkirche durch seinen Pfarrer geboten wird, darin soll ein jedes bitten, wie es von einem Pfarrer, Vater oder Mutter und auch von seinem Tauspater gelehrt worden ist. Wo nur ein Gottesdienst abgehalten würde, sollte das Gefinde halb in die Kirche gehen und halb zu Hause bleiben und zusehen, daß kein Schaden zugefügt werde. Hand aber frühmorgens statt, so war ein Teil angehalten, diese zu besuchen und der andere Teil die „Hochmesse“. Vor der letzten sollte an Sonntagen das Gefinde nicht essen, es sei denn, daß eines über Feld wandern müsse. Auch auf das Halten der in den Pfarrkirchen bekannt gegebenen Kosten wird hingewiesen ebenso zu jederzeit eine geeignete weiche Kerze im Hause zu halten, welche an Unreinlichen Frauen Reinigung in den Pfarrkirchen gegeben wurde und ferner den Palm- und Geirzweigen. Jeden Sonntag sollte durch eine Magd oder einen Knecht ein Salzstücken mit Salz in die Pfarrkirche geschickt werden zum Segnen, und von diesem Salz sollte an allen Sonntagen ein jeder Mensch im Hause nüttern ein wenig essen. Es sei auch gut, es dem Vieh zu geben, denn es bewahre vor aller Zauberei und des bösen Teufels Gespenst.

Das Gefinde sollte im Sommer morgens um 4 oder 5 Uhr, je danach die Arbeit sei, und im Winter um 5 Uhr morgens aufstehen, aber abends nicht vor 9 oder 10 Uhr schlafen gehen, damit ein jegliches seine Arbeit getan habe. Die Kuchnaden durfte keinem Gefinde oder Tagelöhner mehr denn ein „Verlach“ geben, sofern ein jedes ein Bett allein hatte. So aber zwei beieinander lagen, sollten sie zwei Tücher haben und auf ein jedes Bett eine Decke, einerlei ob eine Person allein schlief oder mit

einem andern zusammen. Der Verwalter möge auch ernstlich aufsehen haben, daß die Arbeitsleute wohl angehalten würden und damit die Zeit nicht vergeblich hingehe und der Tagelohn übel verrechnet würde, ferner, daß Butter, Käse, Eier, Fleisch, auch Flachs und gesponnenes Garn nicht anders gebraucht werde als im Hause, und daß das Gefinde nicht die Federn aus den Betten stehle oder gar die Leinwand mitnehme. Auch soll kein Gefinde gehalten werden, dem man nicht traue.

Mit Schuhen und Lappen sollte man das Gefinde genügend versorgen und zu diesem Zweck die Haut von dem geschlachteten Rindvieh loben (gerben) lassen oder von dem „Loper“ Leder kaufen. Damit ein jedes sein Schuhwerk ordentlich schmieren könne möge ein Schmirteopf im Hause gehalten werden, worin Del, Altschmalz, Insef (Insekt) zu Schmirte bereitet werde und wenn kein Schmalz oder Insef vorhanden wäre, solle Heringschmalz gekauft und unter das Del gemischt werden, das auch gut zum Bereiten des Leders sei.

Die Mägde sollten abends spinnen zur Verbesserung der Leinwand.

Dem Verwalter wird streng anbefohlen, dem Gefinde seinen Lohn zur rechten Zeit zu geben und zu sorgen, daß man bei dessen Weggang mit Liebe voneinander scheidet und Gespötte, Schande und Unwillen vermeide, welche daraus entstünden, wenn er den Lohn nicht richtig zahle. Auch soll er bei seinem Gefinde essen, damit er überall zusehen könne, daß alle Dinge mit Essen und Trinken recht zugehen.

Am Sonntag und Montag, zu Mittag oder Abend, nach der Gelegenheit auch Dienstags und Donnerstags erhielt nach der Vorschrift das Gefinde Fleisch zu essen, an den anderen Tagen dagegen nicht. Es wird auch angetragen, die Arbeitsleute (Tagelöhner) für die „Fasttage“, in der Fastenzeit und sonst das Jahr über, an den Fasttagen und Samstagen, an welchem man kein Fleisch essen darf, einzustellen, damit spare man das Fleisch denn die Fehrun auf einem Fasttage sei billiger als an einem Fleischtage.

In Hof Soyn sollte gehalten werden ein Keller, 1 Winterkeller, 1 Altkeller, 1 Rohmogh, 1 Wintermogh; Knaben und Mädchen bedürften außer Beköstigung sowie Schuhen und Kleidern keines Lohnes. Wie weit der Begriff „Knaben und Mädchen“ geht, ist leider nicht zu erfahren.

Eine genaue Buchführung hielt Dieterich für sehr nützlich und ordnete deshalb an, daß jeder Verwalter jedes Jahr zu Sankt Peters Tag (Kathedra Petri) Rechnung ablege. Zu diesem Zweck sollte jeder zwei große Register anlegen, worin er alles aufschreibe: das eedingte und ungedingte Gefinde, den Verbrauch an Geld, Korn, Hafer, Wein, Fleisch, Eier, Insekt, Erbsen, Bohnen, Mehl, Butter, Käse und dergleichen. Ferner wieviel Leute und Fremdlinge er in der Woche gehabt habe und wie oft der Besitzer selbst dagewesen sei oder andere geschickt habe. Diese Register waren am Sonntag für die Woche aufzurechnen. Hieraus erfährt man auch, daß auf jeden „Arbeitsmenschen“ das Jahr drei Malter Korn und auf einen „müßigen Menschen“ zwei und ein halb Malter gerechnet wurden. In die Hauptrechnung wurde auch eingezeichnet: Bestand an Vieh, der Zu- und Abgang an solchem und was davon im Haushalt verbraucht wurde. Ueber das Hausgüter, einzelne ob groß oder klein, war ein Inventar zu machen. Die Häuser, Höfe, Keller, Wiesen, Biegärten, Aenten, Gärten, Wälder, Grot, und Verbot, Geracht, Gebrauch, Wohnheiten, Erbschaft

Wenn der Weibsdorn blüht

Eine Pfingstgeschichte von Leonine von Platen.

Er. — Auf dem Reichenhof hatte sie eben alle zu Abend gegessen, der Bauer, die Bäuerin und das Gefinde. Nun räumte die Magd den schweren Holztisch ab und trug das Geschirre klappernd in die Küche. Die Haustür stand weit offen, daß man hinaussehen konnte auf die breite Dorfstraße. Burschen und Mädchen zogen singend vorüber, knospende Pfingstmaien in den Händen, die Häuser zu schmücken. Und überall schwannten bald die zierlichen Birkenzweige vor den Türen. Nur am Reichenhof blieb alles still und kahl. Und die vorüber gingen, schüttelten die Köpfe.

„Er will kein Pfingstmaien haben, der Reichenhofbauer, weil er ja nun doch alles verkauft. Was soll ihm auch das fröhliche Grün, wenn der Erbe fehlt.“

So sprachen sie und blickten schon hinüber nach dem stattlichen Anwesen.

Auf der Straße und im Dorf wurde es stiller. Ein warmer, trauriger Frühlingsabend senkte sich auf die dämmende Erde. Das Brüllen des Viehs in den Ställen verstummte allmählich. Nur noch hin und wieder ein Kettenklirren oder das Wiehern eines Pferdes. Um den Giebel des alten, eisenverputzten Hauses huschten die Fledermäuse. Mit seinem großen Schlüsselbund schritt der greise Reichenhofbauer über den Hof, um noch einmal nach dem Rechten zu sehen vor der Nacht. Er ging hart und mühsam, wie einer, der eine schwere Last trägt. Es war nicht das Alter, das ihn so drückte. Denn trotz seiner weißen Haare war er noch der Rüstigsten einer.

Ehe er das Osttor schloß, das hinterm Hause hinausführte auf die fruchtbaren Wiesen und Aepeln, blieb er lange am Gatter stehen, beide Arme schwer aufgelegt. Ueber das weite Land ging sein

müder Blick, so, — als suche er etwas. Die Sonne war untergegangen und hatte den Westhimmel purpurn gefärbt. Verpötte Kiegele flogen mit schrillum Schrei in scharfem Rhythmus über die Wiesen, aus denen die Abendnebel stiegen. Jenseits in der Ferne läuteten die Glocken den morgigen Pfingstsonntag ein. Ein süßes Duften von blühendem Weibsdorn drang aus den Knäusen herüber. Der Reichenhofbauer fuhr sich mit der arbeitshorren Hand über die gesuchte Stirn. Blühte er wirklich schon wieder, der Weibsdorn?

Was hatte doch sein Junge gesagt, als er damals vor vier Jahren ausrückte ins Feld? „Wenn der Weibsdorn blüht, bin ich wieder da!“

Nun blühte er schon zum vierten Mal, und der Seiner war immer noch fern. „Vermißt“ hatte es zuerst geheißen, und sie hatten lange Wochen und Monate auf bessere Nachrichten gewartet. Und endlich, endlich war eine Postkarte von ihm gekommen, daß er in englischer Gefangenschaft sei, aber verwundet. Sie hatten aufgetaut und weiter geschafft, — still und sehnüchtig. Und dann kam lange, lange Zeit gar nichts. Bis ihnen im vorigen Jahre die Nachricht wurde, daß er in einem englischen Lazarett gestorben sei. Von da ab war es dunkel geworden im Reichenhof. Die Bäuerin wurde über Nacht eine alt Frau mit weißem Haar, die nichts mehr freuen konnte. Und dem Reichenhofbauer ging es ebenso. Was sollte ihm nun noch der schöne, stattliche Hof, auf den er zeitlebens so stolz gewesen? Wer sollte ihn erben, da sein Einziger tot war?

So hatten die alten Leute es denn beschlossen, ihren Reichenhof zu verkaufen. Denn all die hundert Erinnerungen an ihren Jungen, die damit verknüpft waren, rieten ihnen zu weh jetzt. Gleich nach Pfingsten sollte der Kontrakt abgeschlossen werden und sie beide dann hinüberziehen in die kleine Stadt. Der alte Mann schloß, wenn er daran dachte, er

merkte jetzt erst, wie lieb ihm sein Reichenhof war, den er schon von Vater und Großvater übernommen.

Er lehnte immer noch am Ostgatter und sah über die schlafenden Wiesen. Dann gab er sich einen Ruck und schloß das Tor und ging dem Hause zu. Das lag groß und düster unter den alten Linden, die nicht mehr weit vom Blühen waren. Er schritt die Steinstufen hinauf und trat in die Wohnung zur linken Hand.

„Nun, Mutter, willst du nicht die Lampe anzünden?“

Die alte Frau sah an ihrem Fensterplatz, die Hände in Schoß gefaltet. Sie hatte das Fenster ein wenig geöffnet, um die feuchtlingsluft hereinzulassen. „Es riecht nach Weibsdorn“, sagte sie leise, „den hat Heiner immer so geliebt.“

Er schufte und schloß das Fenster.

Aber sie gab keine Ruhe. „Von der Fensterbank ist Heiner immer hinuntergesprungen in den Garten, weißt du noch? Wir hatten es ihm so oft verboten, aber er tat es doch immer wieder.“

„Er hatte überhaupt seinen Kopf für sich“, sagte der Reichenhofbauer und zündete die Lampe an.

Die Alte nickte, und eine Träne rann ihr über die runzelige Bode.

„Es sollte immer alles so gehen, wie er es wollte. Er hat auch immer gesagt, wenn sie ihn mal gefangen nehmen sollten, er brähe überall wieder aus.“

Draußen schlug der Hofhund an, — wild, — jubelnd, — und rief an seiner Seite, als wolle er sie jertreiben. Ein Schritt kam über den Hof.

Die beiden alten Leute hoben lauschend ihre Köpfe.

„Ich habe doch das Tor verschlossen, ist da einer so spät noch über die Mauer geklettert?“ Die Alte blickte sich ängstlich.

„Vielleicht ein Dieb?“

„So klingt Karos Vellen eigentlich nicht. Ich will mal nachsehen.“

Da klopfte es schon von außen an die Fensterscheibe.

„Vater, Mutter, macht auf! Ich bin ja. Tuer Heiner!“

Erstarrt sahen die beiden Alten sich an, — totenblä, — keines Wortes mächtig. Aber sie hatten beide denselben Gedanken: „Gehen Geister um in der Pfingstnacht?“

Da wurde das Fenster schon aufgestoßen, — der Alte hatte es vorher wohl nicht fest genug geschlossen, — und von der Fensterbank sprang ein junger Mensch in Feldgrau mitten ins Zimmer. Er lachte. „Das habe ich sonst nie gedurft, aber heute darf ich's doch, gelt? Denn ihr habt ja die Haustür schon zugeschlossen.“

Da tastete der Bauer mit zitternden Händen dem andern entgegen.

„Bist du wirklich Fleisch und Blut? Sie hatten uns doch geschrieen, daß du im Lazarett gestorben seiest.“

Der Feldgrau kniete schon vor seiner Mutter und küßte ihr die weißen Hände.

„Liebe, liebe Eltern, ich bin es wirklich und wahrhaftig! Ich war schwer verwundet in Gefangenschaft. Dann, weil mein linker Arm steif blieb, tauchten sie mich aus. Habt ihr meine Karte von unterwegs nicht bekommen?“

Das andere wird wohl eine Verwechslung gewesen sein, das kam ja so oft vor bei ähnlichen Namen.“

Sie befühlten und streichelten ihn und konnten es immer noch nicht fassen. Große Tränen rannen ihnen über die eingefallenen Wangen, aber die Augen leuchteten ihnen vor unsäglichem Glück. Durch das weit offene Fenster drang der süße Duft des blühenden Weibsdorns. Und morgen war Pfingsten! —

und Gerechtigkeit, wie klein sie auch sei, das was durch Kauf, Erbschaft oder sonst einem Zufall, alles sollte man in ein Reichenbuch flüssig schreiben, damit nichts verloren gehe, es bringe Glück und Wohlfahrt auch noch den Nachkommen. In dem kleinen Reichenbuch seien auch alle Rechten zu beschreiben, wie und wo sie fallen und ebenso, was zu den kleinen Rechten gerechnet werde; letztere, besonders aber die Fühner, seien am besten von demselben Manne liefern zu lassen, der auch die Frucht bringe.

Aber das Vieh sollte nicht allein in das Register eingetragen, sondern auch gut versorgt werden. Namentlich wären die Äder- und Wagenpferde gut in acht zu nehmen, und der Knecht hätte sie jeden Tag mit einem Striegel wohl abzuwaschen und die Köpfe mit einem Strohwisch nach jeder Arbeit abzureiben. Gefährde das nicht und lasse man den Schweiss auf den Pferden trocknen werden, so riechen sie sich auf. Ein Pferd sollte täglich 2 Bündel Heu und 1 Sester Hafer, davon 3 Montabauer, Limburg und Rastau sechs Achtel auf ein Malter gingen, bekommen, also jährlich 13 Malter Hafer für ein Pferd; oder täglich 20 Pferde würden 1 Malter Hafer erhalten. Rühige Pferde bekamen 24 Stück ein Malter. Zur Weisheit wird Häcksel empfohlen, aber aus kleinste geschnitten, das man auch im Winter zur Rot den Ruten geben könne, und zwar solle dieses Häcksel unter das „Gefiedel“ gemengt werden; man lasse dadurch das Futter und helfe dem Vieh wohl aus dem Winter.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte Braubachs (Schluß).

Ohne wesentliche Veränderung erhielten sich so die bürgerlichen und städtischen Verhältnisse des Städtchens bis in das 19. Jahrhundert hinein.

Im Jahre 1787 stellte die heftige Regierung 19 Haushaltungen von Beamten, Geistlichen und Freien, 163 von Bürgern und 3 von Juden, mit zusammen 885 Seelen fest. 1794 war die Seelenzahl auf 983 angewachsen, außerdem lebten auf der Marktsburg 26 Haushaltungen mit 83 Seelen.

Die städtischen Einnahmen hatten sich, nachdem Braubach 1803 an Nassau gekommen war, von 3213 Gulden im Jahre 1772 auf 9162 Gulden im Jahre 1816 gehoben. Die Ausgaben betrugen im letzteren 7563 Gulden, von denen allein 4484 auf abgetragene Schulden und 571 auf Kriegskosten anfielen. Die städtischen Bedürfnisse waren noch sehr gering, und die Beamtenbesoldung äußerst bescheiden. Der Schultheiß erhielt beispielsweise jährlich 60, der Stadtrat 75, der Stadtschreiber 30 Gulden, der letztere auch eine Livree und ein Paar Schuhe für 2 Gulden 45 Kreuzer, dem Stadtschreibermeister standen 15 1/2 Gulden und ein Gut für 5 1/2 Gulden zu, dem Polizeidiener 50 Gulden und 2 Paar Schuhe, dem Ratswächter 40 Gulden und 1 Paar Schuhe, den 4 Helfschützen 10 Gulden 20 Kreuzer und je ein Paar Schuhe.

Wenn auch die Vermehrung der Einwohnerzahl nur langsam vor sich ging (1806 zählt sie erst 1675 Seelen), so hatte sich doch Industrie und Gewerbe mit der Zeit freier entfalten können, so daß bei der Aufhebung des Zunftwesens im Jahre 1818 je eine Hammer-, Kupfer-, Krämer-, Bäcker-, Metzger-, Gerber-, Schneider- und Schuhmacherzunft zur Auflösung kamen. Der übrige Teil der Bevölkerung findet seinen Unterhalt im Wein- und Ackerbau und in den nicht unbedeutlichen Berg- und Hüttenbetrieben.

Die ausgedehnten Wäldungen bedeuten von jeher dem Reichtum der Stadtgemeinde, der es durch Holzverkäufe möglich wurde, 1821 den Rest der in den vorausgegangenen Jahren auf 17 753 Gulden aufgelaufenen Schuldenlast abzutragen, 1823 ein neues Schulhaus zu bauen und andere gemeinnützige Zwecke zu verfolgen. Auch der in jene Zeit fallende Ankauf der Hohenborners Höfe für 11 000 Gulden und deren Wiederherstellung für 18 215 Gulden kam dem Gemeindefiskus zu statten.

Am Mittwoch, den 23. Juli 1846, abends nach 9 1/2 Uhr, verpörrte man in Braubach ein in fast allen Teilen des Herzogtums ein Erdbeben. Es war ein schwüler Tag, 24–30 Grad Reaumur im Schatten. „In Braubach fielen Schornsteine ein; von den Gebäuden stürzten Riegel, Pyramiden und Steine herab; die Glocken des Kirchturms gaben Töne von sich; in der Philippsburg und auf der Marktsburg war alles in Bewegung.“

Schnurrige Reife durchs Geld

Von Helmut Redlso

Die zu berichtende, schnurrige Reife habe ich am letzten Sonntag bei meinem jungen Freunde, einem Universalzimmer- und Handelsstudenten unternehmen; wir bereiten das liebe Vaterland im Status quo in einem biden, dunkelgrünen Schaudelbaum, das gefüllt war mit einer reichen und hochinteressanten, buntgedruckten Sammlung deutscher Rotgeldes und mit ganz köstlichen Exemplaren verführerischen deutschen Stammbuchens, deutscher Heimaliebe und zu guter Letzt nicht zu vergessen, deutscher Kunst und deutschen Humors. Was ich ersah, war besser als manche gelehrte Abhandlung und so reizend, daß ich es nicht unterlassen will, einige davon mit größtmöglicher Deutlichkeit den verehrten Lesern aufzuführen.

Bestiegen wir im Lande mit „Artsen und Spad“ das Dampftröb (wenns fährt), dann sind wir zunächst mal ein klein wenig enttäuscht, wenn wir glauben, Humor zu finden. Der stramme Ostpreuße liebt zwar einen guten Wit, aber nicht dann, wenn ihn die Zeit zwingt, Rotgeld zu drucken. Darum ist sein Papier auch mühsam und fimpel und höchstens tragisch greift es aus Herz, wenn wir auf dem 10 und 25 Pfennig „Gautscheim“ in Bischofswerder lesen: „Im festen Glauben an den Sieg...“

Aber im alten Wallfahrtsort Trebnitz begrüßt uns auf seinen Scheitern schau mit einer Spulantenmünze der Magistrat mit folgendem Spruchlein: „Verschwende nicht in Sammlerhände, ist die Kleinigkeit zu Ende.“

Stadt Freiburg in Sachsen. Hat auch ein verschen einen Bierzeiler geschmiedet. Soll ichs erwähnen? Es ist nämlich nimmer Mode und im letzten Satz zumal total bankrott... Humor blinzt aber dennoch dabei heraus, also sei's bemerkt: „Häuft auf das Geld, bis hoch zum Mond, und bringt es stolz dem Vaterland. Mit Hieben zählt die Feinde aus, und mit Papier den Freund zu Haus.“

Und nun Thüringen. Da muß irgendwo zwischen den grünen Bergen ein kleines Städtlein liegen, Triebes genannt. Kennen Sie Triebes, lieber Leser? Ich nicht. Ich appellierte vergeblich an meine sonst ausgezeichnete... in der Penne mit „Jahr gut“ dokumentierte Geographie. Ging also zum allwissenden „Meyer“. Aber sich! — auch er verurteilte. Und das ist jammerschade. Denn diese mitteldeutschen Eingeborenen haben ein liebes Sprüchlein auf ihren Rotgeldern gedruckt, das so findlich die Reize der Heimatstadt preist, daß man versucht wird, nach dort in die Sommerfrische zu eilen. Also kündest der Magistrat in gotischen Schriftzeichen: „In Triebes nichts Triebes, nur Viebes, Gott gib es.“ — Gleich daneben liegt, dem Vorklang nach, die Gemeinde Triptis. Meyer verurteilt stößt eine Gerberei, eine Porzellanfabrik, eine Leinwanderei und einen Eisenbahnnotenpunkt in Sachsen-Weimar. Der Triptiser Geldschein aber erzählt erst das Richtige. Mit kosmischem Scharsblick rühmt er: „Triptiser Sand ist in der ganzen Welt bekannt.“

Sonnigen Geldehumor aber nennt der Stadtmagistrat von Lichtenfels a. M. sein eigen. Auf sein Papiergeld vom 1. August 1918 schreibt er in prophetischer Vorahnung die kategorischen Worte: „Siegen oder Brechen — Siegen oder Brechen.“

Und nun, lieber Leser und Reisegast, lassen Sie uns im guten alten Ausbach einkehren. Im Ratokeller essen wir gut zu Tisch, denn wir sind im gesegneten Bayernlande. Der Ober, ein Bodenbühner der alten Gatt, gibt uns nach Begleichung der soliden Rechnung zwei bunte Papierscheine der Stadt als Rest. Zwei kleine, auch als Kunstwerke anspitzende Blättchen, die eine Betrachtung lohnen. Da ruht auf dem einen ein antik aufgesetzter Mann mit Stacheln einen edel aufspringenden Schimmel und im Hintergrund leuchtet ihm laut die Mischfische. Folgender Spruch eines alten lustigen Kriegerliedes deutet dieses Symbol: „Wie kommen die E-Solen in den Himmel? auf einem weißen Schimmel! So reiten die Soldaten in den Himmel.“ Die Reifröße der Medaille und auch der untrüglichen Gegenwart bestreitet mit naivem und doch bissigem Wit der 50 Pf.-Schein. „Wie kommen die Wucherer in die Hölle? Auf einem schwarzen Fohlen, soll sie der Teufel holen!“ Daß er's tut, bezeugt die bildliche Darstellung. Auf einem abspringenden Rappen sitzt der Höllefürst und packt sich einen am Boden wühlenden, nackten Kerl mit einer Last auf dem Rücken.

Ran seien zwei Literaturerinnerungen erlaubt. Mit einem Gruß aus dem Mittelalter wartet uns liebenswürdig Würzburg auf. Auf seinem neuen Fünzigiger begrüßt uns im Vordergrund Walter der Vogelweide mit seiner Lyra inmitten gotischer Vögelchen, während sich hinten in zarter Silhouette die Würzburger Marienkirche erhebt. Ein gotisches Schriftband geht durch das Bild; mit der bekannten, mittelhochdeutschen Inschrift: „Der Walthar von der Vogelweide, der das verging, der thut mir leid.“

Straubing in Bayern bescheert uns das andere literarische Fünzigerscheibchen. Auch hier wieder einmal hierarchischer, rechtlicher Lokalpatriismus, von Kunstempfinden durchweht. Die Straubinger sind nämlich stolz auf ihren berühmten Helden und so malen sie ihm mit frohem Impuls auf ihr Rotgeld. Bruder Straubinger ist hier der frische-fidele Biedermeierbursch, schwentz jovial seinen verbluteten Hölzler und trägt ein Kängel auf dem Buckel. Ein reizendes Kabinettstückchen deutschen Rotgeldes. Bleiben wir also im Jodellande. Gesunder Humor ist hier immer noch zu Hause.

Die Deggenendorfer a. B. vertreten auch diese beiderseitige Eigenschaft. Sie zeigen dem Fremden auf ihrem mit ornamentaler Geradheit versehenen Schein links und rechts das Symbol des bayerischen Nationalgerichts: eine Schüssel, mit im Kreise so grümmig entbehrten, rundlichen, dampfenden bayerischen Knödeln! (Helmut Schiele ist der verdiente Künstler dieses und vieler anderen Kunstgeldscheine.)

Ein gutes, deutsches Sprüchlein, ein herzlich gemeinter Wunsch für die Zukunft ist trotz allen körperlichen Folgen der englischen Hungerkriecher der Zweizeller, den der Oberbürgermeister von Augsburg auf die Scheine seiner Stadt drucken ließ und ihn mit einer Darstellung vom Kampf der Germanen mit dem Drachen illustriert: „Sticht unsere Mark im Kurs auch schlecht, das Mark im Deutschen Arm ist recht.“

Alten Volkshumors hat sich Remmingen zu Gemüte gezogen. Glänzt da auf der neuesten Rotgeldausgabe mit breitem und vergnüglichen Lächeln ein zitronengelber Vollmond. Warum wohl? Nun, dazu erzählt sich der Bayer folgendes Scherz: „Ran ein! Im Mittelalter ein reichlicherer Remminger Bürgermann geschäftshalber in die nachbarliche Reichsstadt Ulm. Sein Leben lang hatte er seine Vaterstadt nie verlassen und geriet daher von einem Erkennen ins andere. Als er nun gar am Abend den Mond aufgehen sah, begrüßte er ihn, freudig überrascht, mit den treuerberigen Worten: Schau her, der Remminger Mond (Mond) ist ja au in Ulm her! Ja, mein lieben Mann, was tust denn du jetzt da?“

Klausried, eine Marktsiedel, predigt bäuerliche Zufriedenheit. Es serviert dem Beschauer seines Geldes links eine stramme Au und rechts eine stramme — — — Kohlrabi. Dazu verhandelt der Spruch: „Genüße, was die Gott beschieden, Entbehre gern, was du nicht hast.“

Tragischer Humor ist uns heute das Verschen von Lindenberg auf einem heraldisch und farbig ebenfalls kunstvoll ausgeführtem Blatt: „Der Teufel selber räumt das Feld, wo deutsche Treue Schildwache hält.“

Ein Ausflug in das Städtchen Lindau am Bodensee belohnt jeden Sammler. Hier gibt's ein obligates, feingedrucktes, mates Papiergeld mit jartem Kolorit wie jast ein Aquarell. Das Fröhlichste aber ist das, daß der liebe Lindauer auch philosophiert. Aber — treuherzig, naiv, harmlos. Also lesen Sie auf dem 25 Pf.-Papier: „Das Leben ist Kampf!“

Auch der Magistrat in Weinheim, der Traubensiedel an der bodischen Bergstraße, treibt Weltanschauung. Auf seinem Rotgeld spiegelt sie den brillanten, untrübsamen Satz, der da also lautet: „Daham ist daham!“

Als Ausklang bayerischen Humors mögen gegenüber den funnierenden Lindauern und Weinheimern die Reute von Weisburg im Westerwald hier als Realisten erwähnt sein. Sie lassen sich auf ihrem Schein, sehr prosaisch, eine kluge Reflektant, indem sie W. als Luftkurort anpreisen, die Höhe über dem Meeresspiegel nicht vergessen (400 m) und — das Brenneisbe — auf „Rühige Preise“ besonders aufmerksam machen.

Und nun ein zweites Kabinettstückchen heitersten Rotgeldes finden wir auf unserer Reife in der Stadt Niederlahnstein am Rhein. Also Rheinländer Wit. Und süßwahr: guter Wit. Sogar — höchst selten! — Amtliche Selbstkritik. Erstens: der 25 Pf.-Schein. Die Rand-„Fierde“ ein

Geißel von Stachelbräuten. Darunter zwei kleine Bildchen. Links, auf dem allgewaltigen Amstschimmel mit seiner in tierischen Rapschen geflochtenen Mähne sitzt, bebrüllt, der heilige, glotzspigige St. Vitrokratus im Bratenrod. Dem Schimmel ist aber nicht untätig. Er faßt durstig und voller Begierde aus einem großen Tintenschaf und — die natürlichste Folge: seinem Allertierchen entquillt lustig flatternd „Verordnung“ über „Verordnung“. St. Vitrokratus aber schwingt als unentbehrliches Zeichen seiner Würde einen riesigen Federkeil. (Der Pharaographenschädel an der Wand nicht zu vergessen.) Das Gegenstück vermittelt die reale Wirkung dieses amüsanten Spottbildchens. Ein regelrechter, fideleschender Panster Cricetus frumentarius Saugtiergattung aus der Ordnung der Ragetiere und der Familie der Ränge, auch Kornfertei genannt, stößt die Treppe zu einer Samstammer herauf, die Beute auf dem Rücken. Aufgestapelte „gehamsterte“ Risten und Säde und Töpfe geben ein eckelndes Stilleben vor der Türe der Kammer die ein riesiges Schloß hütet. — Noch mehr hat der wichtige Magistrat von Niederlahnstein verehrt: Die Erinnerung an den Winter 1916/17. Als Belag gilt der 50 Pf.-Schein, der zwei betrieblende Vergleiche zeigt: einerseits einen prallen Friedensschinken, andererseits die unvergessliche Kohlrübe! (Der ornamentale Grund der beiden gegenfälligen Illustrationen birgt, wenig gedruckt, die spottelnden Sätze: „O, jarte Sehnacht, sühes Hoffen!“ und „So leben wir 1917.“ Wozu man erzählt, daß sich der Drucker diesen kleinen Scherz erlaubt haben soll...)

(Schluß folgt.)

Lustige Ecke

Klassen zur Zeigeschichte

Als schon nach kurzer Dauer des Krieges die Not im deutschen Vaterlande anhub, war Herr Knopp der Erste, der die seinen fäulischen Leib überspannende schmerzhafte Kette durch ein schlichtes Lederriemlein ersetzte, an dem bald eine schwarze Denkmünze schaukelte mit der Aufschrift: „Gold gab ich für Eisen.“ Diese Münze bildete seinen Stolz, und mahnend wies er auf sie hin, wenn er bei einem feiner Bekannten etwas Goldenes blinken sah. Dazu bemerkte er:

„Sie sehen: Ich habe meiner Pflicht genügt.“

In der jüngsten Zeit ist jedoch dieses Denkmal einer opferfreudigen Pflichterfüllung von seinem gewaltigen Unterbau verschwunden. Herr Knopp wird deshalb gefragt:

„Haben Sie denn die Münze, Ihren Stolz, verloren?“

Er entgegnet mürrisch:

„Nein. Ich habe sie weggegeben.“

„Aber weshalb denn?“

„Auch wenn jeder Mensch von weitem sehen, was für ein dummes Luder ich gewesen bin?“

Ich bin Assistenzarzt in einem größeren Krankenhaus. Zu meinen Patientinnen gehört auch das hochbetagte Fräulein v. R., das an einer Rippenfellentzündung schwer erkrankt ist.

Vorgestern abend gegen neun Uhr wurde ich ans Telefon gerufen, und es entwidelte sich folgendes Gespräch:

„Der Frau v. R.“

„Der Fr. R., Krankenhaus, Frauenabteilung.“

„Ach, erkrankte Sie, Herr Doktor, daß ich noch so spät fahre! Ich wollte mich nur erkundigen, wie es dem Fräulein v. R. geht.“

„Dankte, verhältnismäßig gut; ich glaube, sie kommt durch.“

„Ach, Herrje!“ (Der Ausruf kommt wirklich von Herzen!)

„Nanu, gnädige Frau werden doch nicht zu den Erben gehören?“

„Aber nein, Herr Doktor; was fällt Ihnen denn ein? Aber im Vertrauen gesagt, wir sind in Wohnung und rekonvaleszen schon lange auf die Wohnung des Fräulein v. R. — Sagen Sie ihr aber um Himmelswillen nichts davon; Fräulein v. R. gehört ja zu unserem intimsten Bekanntenkreis! Ich lasse ihr von Herzen gute Besserung wünschen.“

Das einzige, das bei einem Schieber heute nicht „sofort greifbar“ ist — ist er selber.

„Ehlich wahrst am längsten.“ Vorausgesetzt, daß man nicht vorher verhungert.

Heimaterde

Von Gustav Schöen

Jürgen Troll war ausgewandert. — Das war lange her. Laßt mich nachdenken. Vier Jahre war er mit Hilde Ebner verheiratet, da wurde ihm der Eherath geboren, vorher war er drei Jahre, gut und gern solange, auf Braunsbau gewesen, und der Sohn war nun schon dicht um die Vierzig. — Ja, gute sechs- oder achtundvierzig Jahre war das her. Und so lange war er nicht heimgekommen. Sein Weib war übrigens nun auch schon zehn Jahre tot.

Wie das so geht. Jürgen Troll wollte vorwärts und meinte, daheim ginge das nicht. Da sei ihm ein Mädchen im Wege. Wohhaftig — im Wege. Und er hatte sie doch von Herzen lieb, dachte Tag und Nacht an sie, mußte ihr böse Augen machen und, wenn er ihr begegnete, die Lippen hart aufeinander legen, bloß, daß es nicht aus ihm herausbreche, was ihm nachging auf Schritt und Tritt. Er erinnerte sich, vom Vater selb mal ein Wort gehört zu haben, das ungefähr besagte, es sei weitaus das Beste, wenn man nicht aus ihm herausbreche, was ihm nachging auf Schritt und Tritt. Er erinnerte sich, vom Vater selb mal ein Wort gehört zu haben, das ungefähr besagte, es sei weitaus das Beste, wenn man nicht aus ihm herausbreche, was ihm nachging auf Schritt und Tritt.

Jürgen aber mochte nun mal diesseits des Berges, das silberne Glöcklein ging ihm nichts an. Seine Mutter zog dafür eine mächtige stählerne Kugel, und die bröckelte ihm in die Ohren: Jung, heiraten ist 'ne Art Geschäft, und wer beim Geschäft nicht die

Augen aufzut, der muß es hernach mit dem Beutel tun. In drinem Beutel, Jürgen, aber ist nichts. Da soll erst was hinein kommen.

Und der Stimme gab Jürgen Troll nach. Nicht leicht. O nein. Es ist ihm bitter-süßer angelommen, weil er doch nun einmal vom Vater her das silberne Herzenglöcklein geerbt hatte. Bittersüß ist es ihm geworden. Er hat auf dem Windmühlensattel gefunden und hat das Land rundum richtig in sein Herz hinein gezeichnet, und vorne dran stand Elsbet Landfrieds väterliche Karte mit dem bunten Wärtchen davor, in das hinein die roten Pelargonien von den Fensterbänken nideten und in dem die Walden leuchteten. Denn kam dahinter das Dorf, — sein eigenes Dörflein überfah er, — hernach kamen die weiten Wiesen, in denen die hohen Pappeln längs dem Fluße in die Luft hinauf griffen. Ueber allem lag ein so unendlich wehmütiger Rauch, daß Jürgen Troll die Häuser in die Augen bohren mußte, um nicht laut aufzuheulen. Dreimal ist er auf dem Windmühlensattel gewesen. Immer hatte er etwas vergessen ins Herz hineinzuschreiben, und als er fühlte, daß er auch zum dritten Male nicht ganz zu recht kommen würde, da wachte er sich nicht anders zu helfen, ließ nädlicher Weise in Elsbet Landfrieds Garten, raffte mit beiden Händen Erde auf, stopfte sie in die Taschen, alle Taschen voll, langte eine rote Waldenblüte vom Stengel, steckte sie in die feuchte Erde und — am andern Morgen war er weg.

In der Fremde hat es eine Weile gedauert, ehe er mit sich fertig wurde, aber er setzte einen trotigen Willen dahinter, war da und dort, forschte in Walden, ging weiter, fand dann Hilde Ebner, machte sie zu seinem Weibe, und als ihm die Hochzeitglocken läuteten, da schwebte das silberne Heimglöcklein ganz und gar. Jürgen Troll hatte gut gereit. Es war ein reichliches, kluges Geschäft ge-

wesen. Nun hatte er Boden unter den Füßen, und baute von dem aus eine mächtige Mole, an der seine Glückseligkeit anlegen konnten, ins Leben hinaus. Jürgen Troll hatte erreicht, was er wollte. Er ist ein reicher Mann geworden und wurde dabei so langsam ein alter Mann mit klaren, stahlblauen, harten Augen.

Das silberne Glöcklein aber hat sich anfangs scheu und schüchtern, hernach immer herzlicher wieder gemeldet. Als er erkannte, daß es vergeblich war, sich dagegen zu wehren, tat er, wie ein kluger Mann das macht, er gab nach, schloß sich dann und wann eine Stunde ein, hatte ein Kästlein mit brauner Erde vor sich stehen, schloß die Augen, wühlte mit den Fingern in der Erde und — baute sein Heimatland vor sich auf, sah Elsbet Landfried schlank und blumenreich durch die Türe gehen heraus und hinein, das Mädchen blieb ihm, wie sie einst gewesen war.

Lange Zeit sind die Stunden selten gewesen, dann kehrten sie öfter wieder, zuletzt wurden sie häufig.

Das Jahr, in dem sein Weib starb, war ein Unglücksjahr. Die Tote war kaum kalt geworden in der Erde, da brannte ihm das Haus nieder. Jürgen Troll war feiner, der das für ein nicht wieder gut zu machendes Unglück angesehen hätte. Er ging frisch ans Werk und baute sich ein weit schöneres Haus hin, als es das erste gewesen war, — aber — die Heimaterde fehlte ihm. Die war unaussprechlich gewesen im Brandsturm. Ein Jahr hatte er das tolle, sinnliche Sehnen in sich gemeißelt, hernach hat er seinen vertrauten, alten Diener geföhrt und hat ihm gesagt: „Gehe hin und hole mir ein Kästlein Erde aus Elsbet Landfrieds Garten.“ Der Diener ist wiedergekommen, hat Erde mitgebracht. Jürgen Troll hat sich eingeschlossen, hat mit den Fingern in

der Erde gewühlt, den Blick in die Ferne gehen lassen, aber — die Heimat ward nicht lebendig.

Da dachte er: Der Mann hat mich betrogen, — tief seinen Sohn, erdöte vor ihm, als er ihm den Auftrag erteilte und — schickte den, ihm Erde aus Elsbet Landfrieds Garten zu holen. — Der Sohn kam wieder, brachte das Geforderte, und — die Heimat blieb tot.

Jürgen Troll verschloß seine Enttäuschung tief in sich, ein Jahr darauf aber machte er sich selber auf. Die Sonne sank, die fernen Hügelzüge blauten, die Pappeln träumten, und die Windmühlensattel knarnten. Da sah der alte, weißhaarige Mann auf dem Windmühlensattel und bohrte die Hände in die Augen, um nicht laut aufzuheulen. Vor ihm lag Elsbet Landfrieds Karte und Pelargonien und Walden blühten.

Er trat langsam heran, lehnte am Gartengraue, sah ein Mütterlein durch die Tür treten und grüßte. Das alte Weiblein kam näher, lächelte, reichte ihm über den Zaun die Hand und sagte: „Komm, Jürgen Troll. Ich habe auf dich gewartet.“

„Du hast auf mich gewartet?“

„Ja, zwei sind da gewesen, aber ich wußte, daß du selber kommen würdest, weil sie dir wohl die Erde, aber nicht die Seele der Heimat bringen konnten. Die mußst du dir selber holen. Komm.“

Der Mond ging langsam über die Erde, in der Gartenwiese saßen zwei alte Leute Hand in Hand, und als sie auseinander gingen, sagte das Mütterlein leise: „Jürgen Troll, ich habe das damals gestrichelt und habe dich verstanden.“

Da neigte der Mann das Haupt tief auf die Brust: „Wer gibt mir mein Leben wieder?“

Ueber ihnen verglühete ein Meteor, und knarrend drehten sich die Windmühlensattel.